



Acht Wochen

ROBINSON

Im Dreieck zwischen Tahiti, den Marquesas und den Gambier-Inseln liegen 78 Ringatolle im dunklen Azur des Südpazifik verstreut. Vor dem GPS-Zeitalter waren die niedrigen, von tückischen Strömungen umwirbelten Inseln ein Alptraum für Kapitäne, unzählige Wracks zeugen von den Tagen als die Tuamotus als „Dangerous Archipelago“ bekannt waren. Heute sind die einsamen Inseln ein tropisches Traumrevier für Yachten. Die Crew der *Pitufa* machte sich im September 2014 auf, dieses Archipel zu erkunden, verliebte sich aber gleich ins erste Atoll und blieb dort hängen: acht wundervolle Wochen Robinsonleben auf dem unbewohnten Tahanea mit seiner türkis schimmernden Lagune, bunten Riffen in kristallklarem Wasser, endlosen Sandstränden und Vogelkolonien.

Text: Birgit Hackl | Fotos: Christian Feldbauer

Im April 2014 brach der südliche Herbst ungewohnt früh über die Gambier-Inseln im Südosten Französisch-Polynesiens herein. Wir wollten deshalb nach dem Ende der Zyklonsaison (November bis April) in den wärmeren Norden aufbrechen, wo die weltweit größte Gruppe von Korallenatollen lockt: Das Tuamotu-Archipel ist ebenfalls Teil Französisch Polynesiens, manche der Ringriffe sind ganz geschlossen, aber viele haben für Kieljachten schiffbare Pässe in ihre geschützten Lagunen. Nur 45 der Atolle sind bewohnt, denn das Leben auf den abgeschiedenen, kargen Inseln ist hart. Der Fischfang ist wegen Ciguatera (einem Nervengift, das sich in Riff-fischen und deren Fressfeinden akkumuliert, diesen nicht schadet, deren Verzehr aber für Menschen und Säugetiere lebensbedrohlich ist) eingeschränkt, nur auf einigen wenigen Inseln wachsen unter viel Aufwand Gemüse und Früchte, die anderen sind ganz vom Versorgungsschiff aus Tahiti abhängig. Copragewinnung und zunehmend Perlzucht und Tourismus sind die Haupteinnahmequellen

der einheimischen Polynesier. Wir hatten uns auf die beschränkte Versorgungslage vorbereitet, in Töpfen standen Spinat, Salat und Kräuter unter der Sprayhood, ein in Tahiti bestelltes Lebensmittelpaket brachte Mungbohnen und Linsen zum Sprossen und Vollkornmehl, denn keiner der Minimärkte auf den Gambier hat eine Bio-Ecke – die meisten Polynesier haben gegenüber Dingen, die weder Zucker noch Fett enthalten, ein (un)gesundes Misstrauen.

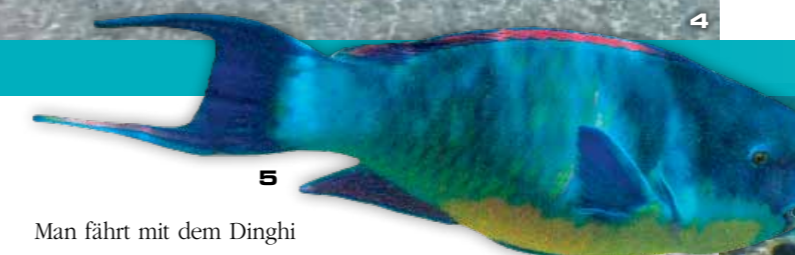
Fehlstart. Gerade als wir aufbrechen wollten, machte uns das Schicksal in Form eines dicken Seils um den Propeller einen Strich durch die Rechnung: Das Wellenlager wurde beschädigt, wir konnten den Motor somit nicht mehr verwenden. Eine Reparatur mit Bordmitteln war unmöglich. Aus der Traum von den einsamen Inseln, wir mussten für Reparaturen direkt nach Tahiti segeln. Statt Palmen und Strand waren harte Arbeit, Ärger mit arroganten Handwerkern und verspäteten Lieferungen, Rennereien und Frust ange-

sagt. Im Endeffekt brauchte es zwei Werftaufenthalte, bis auch die Inkontinenz unserer Wellendichtung behoben war, dann nutzten wir die Infrastruktur in der Hauptstadt für weitere Wartungen, Erneuerungen und unzählige Besorgungen. Zu allem Überfluss wurden wir noch beide gleichzeitig vom Dengue-Fieber niedergestreckt und brauchten einige Zeit, um uns wieder ganz zu erholen.

Reif für die Inseln. Im September ist endlich alles fertig, wir fühlen uns auch wirklich urlaubsreif. Ziel: wiederum das Tuamotu-Archipel. Die Inseln liegen allerdings östlich von Tahiti, dort also, woher der vorherrschende Passat weht. Wir ziehen deshalb den Yankee statt unserer übergroßen Genua auf, in Verbindung mit dem kleinen Kutter eine flexible Besegelung. Idealerweise wollen wir auf Wetterfenster mit Süd- oder Nordwind warten, um durch die Inselkette zu hüpfen. So weit die Theorie, doch schon beim Wegsegeln aus Tahiti bläst uns statt dem vorhergesagten leichten Südostwind ein Ostwind mit 25 Knoten auf die Nase. *Pitufa* kämpft sich zwei Tage tapfer gegen eine steile Windsee voran und zeigt, dass sie auch hoffnungslos überladen nicht ungern hart am Wind segelt – ihre zwei- und vierbeinige Crew ist von der Stampferei weniger begeistert. Jeder Wetterbericht verspricht bessere Bedingungen, doch im Endeffekt heißt es doch ran an die Schoten. Wir kreuzen eine Nacht lang auf, kein angenehmer Antritt einer Wache, wenn man direkt aus der Koje schlaftrunken gleich ein Manöver in stockdunkler Nacht bei sprühender Gischt und heulendem Wind

fahren darf. Endlich dreht der Wind doch und wir erreichen am dritten Tag unser allererstes Atoll: das 24 Seemeilen lange, unbewohnte Naturparadies Tahanea. Viele Atolle haben schmale, korallengespickte Pässe, in denen Strömungen mit bis zu 20 Knoten, Wirbel und stehende Wellen lauern. Bei solchen Pässen ist exaktes Timing wichtig, denn nur vor bzw. nach dem Umschlagen der Tide ist das Wasser kurzfristig ruhig genug für eine Durchfahrt. Glücklicherweise hat Tahanea gleich drei Pässe nebeneinander durchs Riff, der mittlere ist 400 Meter breit, mindestens 13 Meter tief und bei gemäßigtem Seegang gerade richtig für uns Pass-Anfänger. Trotzdem sind wir nervös, als wir uns der Durchfahrt nähern, halten Ausschau nach Stromschnellen und Verwirbelungen, doch *Pitufa* gleitet problemlos ins glatte Wasser der Lagune und wir suchen uns gleich hinter dem nächsten Motu einen Ankerplatz. Der Sandboden ist mit Korallenköpfen (s. g. Bommies) übersät, wir drehen Kreise, doch die korallenfreien Stellen sind immer nur wenige Meter breit. Schließlich fällt der Anker in der Mitte eines solchen türkislen Flecks. Damit wir uns nicht verheddern und auch keine Korallen zerstören, befestigen wir alle paar Meter einen Fender an der Kette, sodass diese über den Hindernissen im freien Wasser schwebt.

Haie auf dem Fließband. Gleich am nächsten Tag packen wir unsere Schnorchelsachen aus. Ein Drift-Tauchgang oder Schnorchelausflug im Pass eines Atolls ist eine magische Erfahrung:



Man fährt mit dem Dinghi gegen die hereinströmende Tide hinaus, hüpf ins dunkle Azur des Pazifik und sieht die Unterwasserwelt wie auf einem Fließband vorbeigleiten, während das kristallklare Ozeanwasser einen zurück in die Lagune spült. An den Wänden und sogar am Boden des 3 bis 15 Meter tiefen Nebenpasses wachsen gesunde Korallen, bunte Fische schweben über ihren Verstecken, immer mit einem Auge auf die neugierigen Schwarzsippen- und Weißsippennriffhaie, die auch uns inspizieren. Die Nachbarinsel Fakarava zieht Touristen mit Slogans wie „Drift-Tauchgänge durch Wände aus Haien“ an. Wir nehmen an, dass Resorts die Haie anfüttern, denn auf Tahanea treffen wir auf jedem Schnorchel- oder Tauchgang einige Haie, aber nie große Gruppen. Schwarzsippenriffhaie inspizieren das Dinghi und *Pitufa* immer und überall und während eines Tauchgangs an einem Bommie treffen wir einige größere Graue Riffhaie – glücklicherweise alle milde interessiert, aber nicht aggressiv. Die merkwürdigste Begegnung haben wir mit zwei Ammenhaien, die wir bei einem Techtelmechtel ertappen. Sie rollen im seichten Wasser gleich neben dem Ufer herum, Schnauzen, Flossen, Bäuche ragen dabei abwechselnd an die Oberfläche. Sie bemerken uns Voyeure gar nicht, sind viel zu vertieft in ihr Paarungsritual.

Im Zickzack über den Sternenhimmel. Die Motus im Norden Tahaneas haben einen mit grobem Korallengeröll bedeckten schroffen Korallensockel. Unser Eindruck der Nordinseln entspricht Beschreibungen in Segelführern, die Tahanea als schroff und unfruchtbar beschreiben. Ein Besuch beim aufgegebenen Dorf, von dem noch die Kirche, einige windschiefe Hütten und traurig verlassene Gräber zeugen, hinterlässt einen eher tristen Eindruck. Während wir neben dem Pass ankern, kommen einige Yachten an, die nach wenigen Tagen schon wieder weitersegeln. Viele Cruiser hüpfen schnell durch die Tuamotus, verbringen jeweils nur ein paar Tage auf einem Atoll, bevor sie zum nächsten düsen. Wir stellen uns das folgendermaßen vor: Beim ersten denken sie noch „Wow,

es ist flach, rund und hat Kokospalmen!“, beim zweiten „Aha, flach und rund!“, beim dritten „Ohje, rund und flach ...“, und so weiter. Wir geben uns nicht mit einem oberflächlichen Eindruck zufrieden und machen uns auf, die Südseite zu erkunden. Die französischen Karten zeigen nur für die Pässe und deren unmittelbare Umgebung Tiefenangaben, wir stützen uns bei unserer Routen- und Ankerplatzplanung daher auf Satellitenbilder. Schön sehen die aus, wie ein dunkler Nachthimmel, auf



dem unzählige Sterne glitzern – das sind die Korallenköpfe, die aus dem 30 bis 40 Meter tiefen Wasser der Lagune fast senkrecht in die Höhe wachsen. Christian hält am Bug stehend Ausschau nach Hindernissen, während wir erst ganz langsam und vorsichtig, bald aber schon schneller und selbstsicherer über das ruhige Wasser nach Süden segeln, denn die Riffe leuchten an einem sonnigen Tag mit blauem Himmel wie Saphire auf Azurgrund ganz deutlich von weitem. Je weiter südwestlich wir kommen, desto häufiger werden die Korallenköpfe, manchmal passieren wir gleich mehrere gleichzeitig und ziehen eine Zickzack-Spur auf dem Kartenplotter. Einige der Riffe ragen an die Oberfläche und ein paar tapfere Bäumchen darauf trotzen den Elementen.

Naturparadies im Süden. Am südlichen Außenriff finden wir hinter einem Z-förmigen Riff den perfekten Ankerplatz: Von quirlig-belebten Korallen umgeben schwebt *Pitufa* über einem türkisfarbenen Swimmingpool, vor uns zieht sich fast eine Meile

- 1 Fender halten die Kette über den Korallen
- 2 Bordgarten
- 3 Bordkatze Leeloo beim Sonnenbaden
- 4 Neugieriger Ammenhai
- 5 Papageifisch
- 6 Gesunde Korallen



Viele Segler hetzen durch die Tuamotus statt zu genießen

ROBINSON

weit ein mintfarbener Seichtbereich bis zum tosenden Außenriff, daneben ein palmbewachsenes Motu wie aus dem Bilderbuch. Der nächste Morgen dämmt völlig windstill. Nur mit dem weit entfernten Donnern des Barriereriffs im Hintergrund können wir den Geräuschen des erwachenden Motu neben uns lauschen. Das Zirpen, Quietschen, Gackern, Kreischen und Quaken erinnert eher an den südamerikanischen Dschungel – eine unerwartete Kakophonie. Die nächste Überraschung erwartet uns beim Anlanden des Dinghi: Statt grobem Korallenschutt finden wir hier einen feinen weißen Sandstrand vor. Das angeblich karge Motu ist dicht bevölkert: Seeschwalben schießen wie Jagdflieger über uns hinweg und Watvögel stelzen herum. Überall brüten Seevögel, putzige, flauschige Babys sitzen auf Ästen und am Boden und beäugen uns neugierig. Zurück auf *Pitufa* klemmen wir uns hinter den Computer und bestimmen mit Hilfe

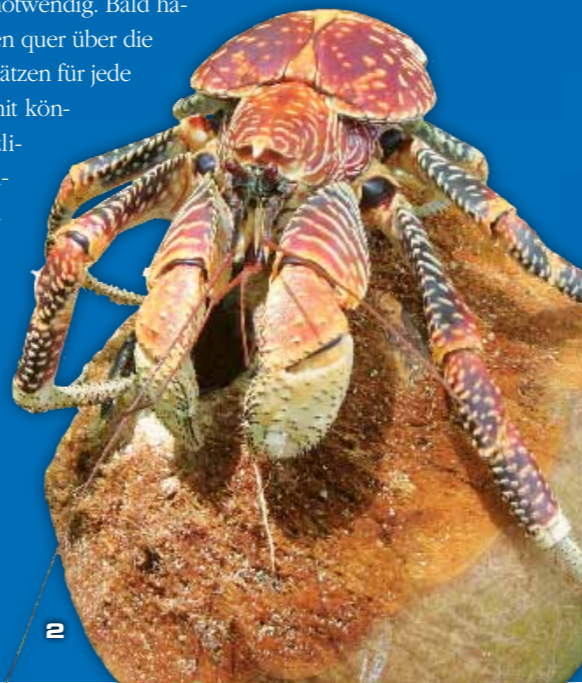
von Fotos die Arten: Die brütenden Seevögel sind Maskentölpel, Weißbauchtölpel, Rotfußtölpel, Noddi-Seeschwalben und Feen-Seeschwalben. Der Watvogel mit dem langen Schnabel ist ein Borstenbrachvogel, eine Art, die in Alaska brütet, dann unglaubliche 4.000 Meilen fliegt, um in der Südsee zu überwintern.

Der winzige Kerl, der uns so neugierig verfolgte, stellt sich als stark bedrohter, auf den Tuamotus endemischer Südseeläufer heraus. Der Grund für den Artenreichtum ist einerseits, dass die Motus im Süden von Ratten verschont blieben, die europäischen Schiffe auf der Suche nach ihrem eigenen Paradies verließen, wenn immer diese bei einer Insel vor Anker lagen und in der Folge fast überall die heimische Fauna dezimierten. Während auf anderen Atollen und auf den Nordmotus die endemischen Laubbüsche und -bäume gerodet wurden, um Platz für Kokospalmen-Monokulturen zu schaffen, konnte die einheimische Flora und Fauna sich hier erhalten.

Alles, nur nicht langweilig. Mit jeder Woche auf unserem Robinson-Insel rückt die große, weite Welt für uns mehr in den Hintergrund, wird fast unwirklich. Auf Tahanea gibt es weder Handy-Empfang noch Internet, unsere einzige Verbindung



zur Außenwelt ist das Kurzwellenfunkgerät, über das wir E-Mails und Wetterberichte empfangen und unsere Blogbeiträge abschicken. Nach einem Monat auf Tahanea treffen E-Mails mit vorsichtigen Anfragen ein, ob uns denn nicht langweilig wird so ganz allein am A... der Welt? Das Gegenteil ist der Fall, obwohl wir bei Sonnenaufgang um 6.00 Uhr aufstehen, werden uns die Tage eher zu kurz. Viele unserer Aktivitäten drehen sich ums Essen, denn *Pitufa* ist ein Gourmet-Boot. Brot backen, den Bordgarten pflegen, Sprossen ziehen, Ausflüge auf Motus zum Kokosnuss-Sammeln – bis wir Nüsse gefunden haben, die nicht nur den richtigen Reifegrad haben, sondern auch erreichbar hängen, vergeht schon ein Stündchen. Aufhacken, das Wasser auffangen, das weiche Fleisch herauslöfeln, zurück an Bord, alles mixen – so ein Cocktail schmeckt dann aber umso besser. Kleine Reparaturen und Verbesserungen an Boot und Equipment, die sonst auf der To-Do-Liste nach unten gerutscht sind, bekommen endlich unsere Aufmerksamkeit. Wegen der häufigen Windrichtungsänderungen ist alle paar Tage ein kleiner Segeltörn zu einer geschützteren Ecke notwendig. Bald haben wir GPS-Spuren quer über die Lagune zu Ankerplätzen für jede Windrichtung. Somit können wir bei plötzlichen Wetterveränderungen auch an bedeckten Tagen, wenn die Riffe unter dem silbrigen Wasserspiegel praktisch unsichtbar sind, sicher navigieren.



Mit Buckelwalen schwimmen

Begegnungen. Immer wenn der Wind auf Süd dreht, nutzen wir die Chance, weiter nach Südwesten zu erkunden, wo die Ankerplätze immer noch schöner und die Begegnungen mit der örtlichen Fauna noch interessanter werden. Hier, wo kaum je Boote vorbeikommen, sind die Vögel und Fische unglaublich neugierig und interessiert an uns Besuchern. Weit entfernt in der Lagune sehen wir Gischt hoch aufspritzen. Brecher an einem Riff? Dann ein schwarzer Rücken, eine riesige Schwanzflosse – ein Wal! Wir springen ins Dinghi und düsen hin. Zwei Rücken brechen durch die Oberfläche, zwei Atemfontänen, wo ist vorn, wo ist hinten? Wir paddeln vorsichtig näher und lassen uns dann mit Schnorchel und Taucherbrille ins Wasser gleiten. Eine Buckelwalmutter gleitet mit sanften Schwanzschlägen unter der Oberfläche dahin, ihr Baby schwimmt manchmal neben ihr, dann wieder über ihrem Rücken. Wir sind hin und weg von dieser Begegnung, halten aber einen Respektabstand, denn wir wollen der Mutter keinesfalls als Bedrohung erscheinen. Nach zehn Minuten ziehen wir uns wieder ins Dinghi zurück, machen einen weiten Bogen um die Wale, fahren langsam retour und haben auch zurück auf *Pitufa* noch ein verzücktes Grinsen im Gesicht. Eine unglaubliche Begegnung.

Flach und rund? So wohl wir uns auf unserem Robinson-Insel fühlen, irgendwann müssen wir uns doch wieder losreißen. Bordkatze Leeloo erkennt die Zeichen: Das Boot wird klariert, das Dinghi kommt aufs Deck, ihre Kratzbretter wandern unter Deck – oh je, müssen wir wirklich weg? Es ist doch so schön ruhig hier, keine Nachbarn, keine Besucher, dafür jede Menge Vögel ... Auch wir würden gern noch bleiben, doch trotz der riesigen Stauräume unserer *Pitufa* wäre wieder einmal ein Minimarktbesuch angesagt, außerdem wollen wir vor Beginn der nächsten Zyklonsaison noch ein paar bewohnte Tuamotus besuchen. Im Morgengrauen segeln

wir durch den Pass auf den Pazifik – ein wehmütiger Blick zurück, wo das Kreuz des Südens am schnell heller werdenden Himmel über unserem Insel verblasst. Kurz darauf verschwindet auch das niedrige Tahanea am Horizont, doch bald darauf taucht schon das nächste Atoll auf: Ja, auf den ersten Blick ist es genauso flach und rund, doch bei näherem Hinsehen werden wir sicher wieder Neues und Interessantes entdecken. Wir lassen's auf uns zukommen. Mehr Fotos und Info zu unserer Reise gibt's auf www.de.pitufa.at zu sehen. ★

- 1 Rotfußtölpel
- 2 Kokoskrabbe
- 3 Südseeläufer
- 4 Flauschkugel (Tölpelküken)
- 5 Feenseeschwalben
- 6 Brütender Maskentölpel
- 7 Weißbauchtölpel im Flug
- 8 *Pitufa* vor einem Süd-Motu

